M. Felder/J. Schwaratzki (Hgg.), Glaubwürdigkeit der Kirche – Würde der Glaubenden, Freiburg/Br. u.a. 2012, 199-206.

Von der Literatur lernen, heißt sprechen lernen

Kursorische Anmerkungen zur Gottesrede entlang eines Gedichts von Reiner Kunze

von Stefan Gärtner

Dass es mit der christlichen Rede von Gott nicht immer gut bestellt ist, ist eine pastorale Binsenweisheit. Jeder und jede kennt neben dem Gelingen auch das Scheitern: die stilistisch holprigen, inhaltlich leeren und im besten Fall gut gemeinten Versuche, das Evangelium in einer verständlichen und angemessenen Sprache zu kommunizieren. Das eigene Unvermögen ist den Sprechern manchmal durchaus bewusst. Doch einfach zu schweigen, ist für sie keine Alternative. Denn sie sollen und wollen von Gott reden. Als Menschen können wir aber eigentlich nicht angemessen von Ihm sprechen, weil Er der ganz andere ist, der unserer Sprache stets voraus bleibt. »Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben«[1] – so dialektisch hebt Karl Barth das Dilemma jeder Gottesrede auf.

Dieses grundlegende Dilemma darf nun nicht dazu führen, sich von jedem pastoralen Bemühen um Verständlichkeit und Glaubwürdigkeit zu dispensieren. In der Seelsorge wird manchmal gedanken-, welt- und ereignislos von Ihm geredet. Die Sprachsklerose, so Kurt Marti, grassiert. Ihre Ursachen sind vielfach besprochen worden. Im Ergebnis sieht sich die religiöse Kommunikation der Kirche mit einem tiefsitzenden Ignoranz- und Ideologieverdacht konfrontiert.[2] Sie versuche, nicht nur Gott, sondern auch die Gläubigen durch die Sprache in den Griff zu bekommen. Dabei wisse sie eigentlich viel zu wenig vom wirklichen Leben der Menschen, um angemessen von Gott reden zu können, trotzdem rede sie unverdrossen weiter. Die Folge ist, »dass der kirchliche Sprachgebrauch und seine Kriterien nur von einer dahinschwindenden Zahl von Gläubigen verstanden werden, weil die kirchliche Sprache immer weniger durch jene Sprache gedeckt wird, die in den verschiedenen Sparten und Bereichen der Gesell-

[1] Barth: Wort Gottes, 158.

[2] Vgl. Gärtner: Zeit, 239–247.

schaft tatsächlich in Gebrauch ist.«[3] Diese weitsichtige Diagnose von Leo Karrer ist heute radikal bestätigt.

In dieser Situation kann man bei der Suche nach sprachlicher Orientierung nach außen schauen. Die Kirche und ihre pastoralen Gottesredner können bei der Literatur in die Lehre gehen. Zu Recht unterstellt man ihr, dass sie das Handwerk der Sprache beherrscht. Die Gefahr ist freilich, dass man im Außenblick nur das Eigene erkennt und erneut bestätigt haben will.[4] Die Literatur wird dann als Hilfe angesehen, um das, was sowieso feststeht, noch einmal anders zu sagen. Die Sprache erscheint wie eine Verpackung, um den Glaubensinhalt besser an den Mann und an die Frau bringen zu können. Für ein solches instrumentelles Verständnis von Literatur für die Seelsorge gilt die frühe Warnung, die Gert Otto mit Blick auf die Bedeutung der Rhetorik für die Predigt formuliert hat. Sie sei »kein billig zu habender Zusatz, sondern wo man sich auf sie einläßt, [...] verändert sie das Ganze.«[5]

Mit dieser Warnung im Ohr soll im Weiteren eine kleine Probebohrung zur möglichen Inspirationsquelle der Poesie für die pastorale Rede von Gott unternommen werden. Dazu wählen wir bewusst einen exemplarischen Zugang, nämlich das Gedicht *Zuflucht noch hinter der Zuflucht* von Reiner Kunze aus dem Jahr 1971. Ein solches induktives Vorgehen scheint der einzig gangbare Weg zu sein. Allgemeine Aussagen leisten allzu schnell der angedeuteten Vereinnahmung der Literatur durch die Theologie Vorschub. Wie versprachlicht Kunze also das Wort »Gott« und was ist davon möglicherweise zu lernen?

1. Dichtung, nicht Bekenntnis

Der Dichter macht keine Bekenntnisse. Wenn doch: Er lese viel Camus. 1933 als Bergarbeiter- und Kettlerinnensohn in Oelsnitz im Erzgebirge geboren, SED-Parteimitglied, aber schon während des Studiums der Philosophie und Journalistik in Konflikt mit der Staatsmacht, danach wissenschaftlicher Assistent, nach dem aus politischen Gründen erzwungenen Ende der akademischen Laufbahn Hilfsschlosser, nach 1962 »freier« Schriftsteller in der DDR. Er macht seine Erfahrungen mit den Bekennern des Sozialismus,

[3] Karrer: Glaube, 127.
[4] Vgl. Garhammer: Gott.
[5] Otto: Predigt, 52.

wird bespitzelt und verschwiegen, bis die Kunzes 1977 in die Bundesrepublik ausgebürgert werden.[6] Sie leben heute in Obernzell-Erlau bei Passau.

Der Dichter mag keine Bekenntnisse. Wer kann es ihm verübeln. Und doch redet er von Gott – in einem Land des staatlich verordneten Atheismus. Immer wieder taucht dieses Wort in seinen Gedichten auf, ohne dass Kunze sich durch den Gebrauch für ein bestimmtes Bekenntnis vereinnahmen lassen will. Eine Gotteserfahrung hat er nach eigener Aussage nicht gemacht.[7]

Der Theologe und die Theologin können dagegen gar nicht anders als an den Gott zu denken, wie er sich in Jesus Christus selbst offenbart hat. Es gibt für sie keine allgemeine und neutrale Rede von Gott, sondern nur eine partikulare und gläubige. Es ist dann verführerisch, in der Literatur nur dies zu erkennen. Sie sozusagen zu taufen, weil man keinen anderen Zugang zum Wort »Gott« kennt und anerkennt. So aber ist ein unvoreingenommener Zugang zu dem Gedicht erschwert.

Zuflucht noch hinter der Zuflucht
(für Peter Huchel)

Hier tritt ungebeten nur der wind durchs tor

Hier
ruft nur gott an

Unzählige leitungen läßt er legen
vom himmel zur erde

Vom dach des leeren kuhstalls
aufs dach des leeren schafstalls
schrillt aus hölzerner rinne
der regenstrahl

Was machst du, fragt gott

Herr, sag ich, es
regnet, was
soll man tun

Und seine antwort wächst
grün durch alle fenster[8]

---

6 Vgl. Kunze: Deckname.

7 Vgl. das Gespräch mit Reiner Kunze unter dem Titel *Mir ist Gotteserfahrung nicht zuteil geworden* aus dem Jahr 1987 in HerKorr.

8 Kunze: Gespräch mit der Amsel, 198.

2. Gott und Mensch als Leitdifferenz, nicht Kirche und Welt

Der Titel des Gedichts verstört. Denn wer wirklich Zuflucht gefunden hat, braucht der noch eine Zuflucht hinter der Zuflucht zur Absicherung? Oder hielt sich der Protagonist zunächst an einem anderen Ort verborgen, der sich dann aber als unsicher und vorläufig erwiesen hat? In jedem Fall eine Überschrift mit einem doppelten Boden. Kunze schlägt damit einen anderen Ton an als manche Theologen, die konstant im Modus der Eindeutigkeit sprechen und die alle Ambivalenzen am liebsten wegerklären würden. Dabei ist die Doppelbödigkeit für Kunze keine Spielerei, sondern die Rede von der Zuflucht hat einen existentiellen biografischen Hintergrund. Kunze und auch Peter Huchel, dem das Gedicht gewidmet ist, mussten auf einem abgelegenen und verwitterten Bauernhof vor dem Zugriff der Staatsmacht untertauchen.[9] Darauf bezieht sich dieses Gedicht. Keine wohlfeile sprachliche Spielerei also, sondern ein Titel, der auf wirkliche Gefahr verweist.[10]

Kunze beginnt seinen Text mit dem für ihn seltenen Gebrauch der Anapher. So parallelisiert er die ersten beiden Verse. Der Anruf Gottes ist wie der Wind, der durch die Türritzen pfeift. Erneut ein doppelter Boden. Der Wind verweist auf eine andere Wirklichkeit. Die Empirie wird auch im weiteren Text immer wieder transparent auf Gott hin. »Das Gedicht benennt ganz einfache, alltägliche Dinge, an denen mehr aufleuchtet als was der Fall ist.«[11] Das führt zu einer induktiven Redeweise vom ganz Anderen.

Kunze präsentiert Gott an dieser Stelle als Flüchtigen, als Unfassbaren, als Windigen. Er bläst sich ohne eingeladen zu sein durchs Tor und ist einfach da, an einem Ort, an den sonst niemand kommt und an dem nur der Flüchtling verbleibt. Die Situierung der Rede von Gott ergibt sich hier spontan und unvermittelt. Gott mogelt sich als Naturereignis ins Bild – im Wind, im Regen und in der Vegetation. Am Ende der Welt ruft er in prekären Umständen an.

Damit schafft Kunze ein Gegenbild zu den offiziellen Orten der christlichen Gottesrede, den Kirchen, den Gemeindezentren, den Klöstern, den Bischofshäusern. Ihre Mauern suggerieren Sicherheit und Kontinuität. Und sie symbolisieren eine Differenz zwischen Innen und Außen, zwischen religiöser und profaner Welt. Wie passiert an solchen Orten die Rede von Gott? Im

---

9 Vgl. Motté: Rede, 70f.

10 Vgl. Langenhorst: Gedichte, 185f.

11 Garhammer: Gott, 340.

Gegensatz zur unsicheren Zuflucht, darf man hier den Eindruck haben, angekommen zu sein. Im Gegensatz zur windigen Unverfügbarkeit Gottes, mag man hier glauben, Ihn für sich in Anspruch nehmen zu können. Im Gegensatz zur organischen Verbindung von empirischer und transzendenter Wirklichkeit, unterscheidet man hier zwischen dem Eigenen drinnen und dem Fremden draußen. Nicht wie in Kunzes Gedicht Gott und Mensch markieren also die Leitdifferenz, sondern Kirche und Welt.

Entgegen einer solchen institutionellen (Schein-)Sicherheit und vermeintlichen Eindeutigkeit erinnert das Gedicht den Theologen und die Theologin ungewollt an den Gott Israels, der als Nomadengott sein Volk aus Ägypten befreit und durch die Wüste geleitet hat. Für die Bundeslade wurde ein Zelt mitgeführt. Nach der Ankunft im gelobten Land jedoch baute man Ihm einen Tempel. Und sein Sohn kam später in einem ärmlichen Stall auf die Welt, wie er zweimal im Text erwähnt wird.

3. Die erschließende Kraft der Metapher

Kunze bemüht sich in seinem Gedicht um den Zusammenfall von Sprache und Bild, um so dem Ereignis der Gottesbegegnung angemessen Ausdruck zu verleihen. Er setzt auf die erschließende Kraft der Metapher.[12] Dabei stellt es ein Wagnis dar, den Anruf Gottes als Telefonanruf zu präsentieren. Technische Metaphern wirken nämlich ambivalent. Der pastorale Gottesredner sollte vorsichtig mit ihrem Gebrauch sein. Mit der Technik sind schließlich auch negative Assoziationen verbunden. Die Warteschleife und die unterbrochene Handyverbindung gehören zu unseren alltäglichen Telefonkontakten dazu – und für Kunze damals das Abhören durch die Staatssicherheit. Außerdem kann mit einer technischen Metapher nur eine eindimensionale Wirklichkeit angedeutet werden, die der Tiefe der Gotteserfahrung nicht gerecht wird.

Allerdings versteht es Kunze, diese mögliche Spannung kunstvoll zu überlagern mit der Urgewalt des Wassers, was stilistisch durch die »l«-Alliteration noch verstärkt wird. Das Wasser zieht als Regen die Verbindungen vom Himmel zur Erde und es fordert die Aufmerksamkeit des Flüchtlings. Gottes Bewegung auf den Menschen hin wird hier nicht mit theologischen Formeln definiert, sondern in einem lebendigen, synästhetischen Bild dar-

[12] Vgl. Gärtner: Zeit, 330–339.

gestellt. Einem Bild kann man nicht widersprechen. Es lädt nicht zur Diskussion, sondern zur Betrachtung ein. Die ganze regennasse Szene wird so zum Sinnbild der göttlichen Präsenz.

Scheinbar beiläufig eröffnet Gott die Konversation. Er »wird zum Anrufer, der in einem Small-Talk-Gespräch die banale Frage stellt: ›Was machst du?‹ Und er erhält die lapidare Auskunft: ›Es regnet, was soll man tun?‹ Die Antwort Gottes erfolgt stumm: Sie ›wächst grün durch alle fenster.‹ Nun wird deutlich, der Regen ist wirklich eine Botschaft Gottes: Er lässt das Grün wachsen als Augenweide und Symbol des Lebens, er lässt es aber auch wachsen als Schutz und als Zuflucht hinter der Zuflucht.«[13] Eine alltägliche Höflichkeitsformel setzt so die Bewegung Gottes auf den Menschen hin in Gang, in der letztlich Sprache und Naturereignis korrelieren.

4. Der respondierende Charakter der Gottesrede

Kunze erzählt von einem fragenden Gott. Wer fragt, der rechnet mit einer Antwort. Gott interessiert sich also für den Flüchtling. Dieser muss nicht das erste Wort im Dialog mit Ihm sprechen. Das stellt dem pastoralen Gottesredner die eingangs genannte Grundspannung seiner Bemühungen zwischen dem Sollen und Wollen mit dem eigentlichen Nicht-Können erneut vor Augen. Nicht er selbst ist der primäre Träger der Rede von Gott. Er muss reaktiv sein. Er hat nichts zu melden, es sei denn in Antwort auf den eigentlichen Träger seiner Rede: Gott. Seinem Geist will die pastorale Kommunikation nachspüren und ihm Raum verschaffen. Von daher erhält sie letztlich ihren Maßstab und ihre Grenzen. Pastoral ist immer antwortendes Handeln.[14]

Eine analoge Haltung wird auch in dem Gedicht eingenommen. Konsequenterweise reagiert der Protagonist auf die Frage Gottes mit einer Gegenfrage. So setzt er sich ins Verhältnis zur göttlichen Initiative. In der Gegenfrage drückt sich die radikale Angewiesenheit des Flüchtlings aus. Gott wird folgerichtig mit »Herr« angesprochen. Damit wird gleichzeitig das Ende der bloßen Alltagskonversation angezeigt. Das Verhältnis der Fragenden zueinander ist nun klar. Nur einem wird wirklich eine Antwort zugetraut.

---

[13] Garhammer: Gott, 345.

[14] Vgl. Feiter: Antwortendes Handeln.

Als christologisch geladener Hoheitstitel klingt das »Herr« für den pastoralen Gottesredner vertraut. Durch die Frageform des Satzes wird dem vorschnellen Versuch der Vereinnahmung an dieser Stelle aber eine Absage erteilt. Wer fragt, bezeugt, behauptet und bekennt nicht. Wer fragt, der weiß, zu wem er spricht: Er setzt sich mit der Frage in ein abhängiges Verhältnis zum Befragten. Es geht um die radikale Angewiesenheit des Menschen auf die Bewegung Gottes, der sich allerdings selber zuerst mit einer Frage ins Verhältnis zum Flüchtling gesetzt hat. Der Glaube hat grundsätzlich einen respondierenden Charakter. Das prägt jede christliche Rede von Gott und auch die Haltung der pastoralen Gottesredner und Gottesrednerinnen.

Die Antwort Gottes zeigt sich für den Protagonisten im Grün, das durch die Fenster hineinwächst. Auch am Ende des Gedichts wird die empirische Wirklichkeit wieder transparent auf eine andere Wirklichkeit hin. Die Antwort Gottes ist impressionistisch in einen Farbeindruck aufgelöst. Sie fällt nicht als Appell oder als Botschaft vom Himmel, sondern sie bleibt inhaltlich unbestimmt. Sie wächst dem Menschen zu. Der Unwandelbare trägt damit der Wandelbarkeit seines Adressaten Rechnung. Nicht zufällig endet das Gedicht mit diesem Vers. Der Leser kann den Faden aufnehmen und weiterspinnen.

Dieses offene Ende erinnert an die konstitutive Vorläufigkeit jeder Rede von Gott. Sie muss sich vor dem Ende der Zeiten immer wieder überholen und erneuern. Der pastorale Gottesredner sollte sich auf einen entsprechenden Suchprozess einlassen, in dem nicht zuletzt er selbst etwas lernen wird. Nicht »pastorale Fertigrede«[15] ist also dem Ereignis angemessen, das Gott für die Menschen je neu werden will, sondern die permanente Suche nach einer lebendigen, offenen und glaubwürdigen Form, an die andere anschließen können.

5. Fazit

Was war für die christliche Gottesrede von der Literatur zu lernen? Sie bietet ganz offensichtlich keine Gebrauchsanweisung, wie man in der Seelsorge von Ihm sprechen kann. Das gilt erst recht, wenn man, wie in unserem Fall, einen exemplarischen Zugang zu ihr wählt. Das poetische und das praktisch-theologische Sprachspiel können nicht vermischt werden, ohne dass beide

[15] Kurz: Rede, 43.

Seiten Schaden leiden. Wir haben uns darum bewusst *entlang* des Gedichts von Kunze bewegt. Es wurde dadurch zur Kontrastfolie für manche Endgültig- und Eindeutigkeiten der pastoralen Rede von und zu Gott. Die fremde Stimme der Poesie erwies sich als eine Instanz, an der sich diese über ihr eigenes Gelingen und Scheitern erneut aufklären kann. Das gelingt der christlichen Gottesrede immer dann, wenn sie sich kritisch und konstruktiv von der Literatur befragen lässt.

Kunze, Reiner: Deckname »Lyrik«. Eine Dokumentation, Frankfurt a. M. 1990.
Kunze, Reiner: Gespräch mit der Amsel, Frankfurt a. M. 1984.
»Mir ist Gotteserfahrung nicht zuteil geworden«. Ein Gespräch mit Reiner Kunze, in: HerKorr 41 (1987), 425–429.

Barth, Karl: Das Wort Gottes und die Theologie. Gesammelte Aufsätze, München 1924.
Feiter, Reinhard: Antwortendes Handeln. Praktische Theologie als kontextuelle Theologie – ein Vorschlag zu ihrer Bestimmung in Anknüpfung an Bernhard Waldenfels' Theorie der Responsivität, Münster 2010.
Garhammer, Erich: »Hier ruft nur Gott an«. Wider die kurzschlüssige Vereinnahmung von Literatur in der Theologie, in: Delgado, Mariano/Waldenfels, Hans (Hgg.): Evangelium und Kultur. Begegnungen und Brüche, Freiburg (Schweiz)/ Stuttgart 2010, 339–347.
Gärtner, Stefan: Zeit, Macht und Sprache. Pastoraltheologische Studien zu Grunddimensionen der Seelsorge, Freiburg i. Br. u. a. 2009.
Karrer, Leo: Der Glaube in Kurzformeln. Zur theologischen und sprachtheoretischen Problematik und zur religionspädagogischen Verwendung der Kurzformeln des Glaubens, Mainz 1978.
Kurz, Paul K.: Unsere Rede von Gott. Sprache und Religion, Münster 2004.
Langenhorst, Georg: Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden, München 2003.
Motté, Magda: Die Rede von Gott in der modernen Literatur, in: Hilpert, Konrad (Hg.): »Das offene Ende, durch das wir denken und atmen können ...«. Theologie und Literatur im wechselseitigen Fragehorizont, Münster 2001, 59–88.
Otto, Gert: Predigt als Rede. Über die Wechselwirkungen von Homiletik und Rhetorik, Berlin u. a. 1976.